

Endlich Wurzeln schlagen

Zum Judentum überzutreten ist gar nicht so einfach. Viele Deutsche versuchen es trotzdem – aus verschiedensten Gründen. Nicht immer treffen sie damit auf Verständnis

Ein Pfarrer freut sich bekanntlich über jedes Schäfchen, das zum rechten Glauben findet. Rabbiner sehen es dagegen als ihre Pflicht an, jeden potenziellen Konvertiten erst einmal abzuweisen. So will es die gute Sitte. Das Judentum ist nicht missionarisch. Und Konvertiten werden in den Gemeinden mitunter misstrauisch beäugt. Und trotzdem gibt es viele Menschen, die zum Judentum übertreten. Auch in Deutschland.

VON JAN SCHAPIRA

So wie Felix Elijah Havemann. Er sitzt in Leipzig auf einem Podium und liest aus seinem Buch „Wie werde ich Jude? Und wenn ja, warum?“. Er trägt ein dunkles Sakko, auf seinen kurzen, zur Seite gekämmten Haaren thront eine schwarze Kippa. Havemann erklärt dem Publikum die verschiedenen Strömungen des zeitgenössischen Judentums und die Bedeutung der religiösen Gesetze, beantwortet Fragen. Natürlich sei sein Buch „ein Guide zum Konvertieren“, sagt der 38-Jährige, auch wenn es so etwas nach jüdischer Tradition eigentlich nicht geben dürfte. Er habe sich einfach selbst während seines Übertritts genau so ein Buch gewünscht. Einen Erfahrungsbericht, wie das eigentlich geht. Jude werden.

Als Rückkehr will Havemann seine Konversion zum orthodoxen Juden verstanden wissen. Seine jüdischen Familiengründer hätten ihn eingeholt: Der Großvater väterlicherseits wurde als Jude und Kommunist in Auschwitz ermordet. Für seinen Vater, den Sänger Wolf Biermann, war diese Herkunft stets wichtig. Zwar gilt nach gängiger Auffassung allein das Kind einer jüdischen Mutter als Jude, aber Havemann sagt, er habe sich schon immer „irgendwie als Jude gefühlt“.

Das Leben besteht aus Zufällen und Ereignissen, die wie solche aussehen. 1995, nach dem Abitur und vor einem Mathematik-Studium, will Havemann ins Ausland, irgendwohin, bloß raus aus Deutschland. Seine Schwester empfiehlt Israel: In einem Kibbuz arbeiten, schönes Wetter, schöne Frauen. Tatsächlich begeistert sich Havemann für das Land und das Gefühl der Gemeinschaft, das er unter der säkular-jüdischen Bevölkerung auszumachen meint. Er will Israeli werden. Und er glaubt, dass er nur dann wirklich zu diesem Land und seinen Menschen gehören kann, wenn er selbst Jude wird. Das ist es, was Havemann vor allem will: dazugehören.

Havemann erzählt seine Kindheit als Geschichte eines Außenseiters, der sich nirgendwo heimisch fühlt. Nach der

Ausbürgerung seines Vaters aus der DDR 1976 verlässt er als Zweijähriger mit seiner Mutter, deren Nachnamen er trägt, den Osten. Zunächst leben sie einige Jahre in Hamburg, dann in einem Dorf in Rheinland-Pfalz, dann im Elsass. „Ich hatte nie eine Chance, Wurzeln zu schlagen“, sagt Havemann.

Nach seiner Rückkehr aus Israel vergehen zunächst mehr als zehn Jahre. Dann beginnt Havemann, der in dieser Zeit als Netzwerk-Administrator in Hamburg arbeitet, einen Konversionskurs in einer orthodoxen Gemeinde. „Ich suchte im Leben nach Halt und Struktur“, sagt Havemann. Das orthodoxe Judentum scheint mit seinen 613 Geboten und unzähligen tagtäglichen Ritualen beides zu bieten. Der Glaube an Gott, sagt Havemann, habe sich bei ihm erst im Prozess des Übertretens entwickelt. Und er sei noch immer kein „unglaublich spiritueller Mensch“. Inzwischen lebt Havemann in Israel, er ist verheiratet, hat einen Sohn und sagt, dass er in Israel und dem Judentum seine Heimat gefunden hat.

Wer zum orthodoxen Judentum konvertieren will, muss es sehr ernst meinen. Da sind nicht nur die vielen Gebote und Gebete, die Umstellung der Ernährung nach den jüdischen Speisegesetzen, die Gottesdienste, die Annahme eines zusätzlichen jüdischen Namens. Zum Konvertieren gehört bei Männern auch die körperliche Veränderung. Vom Penis muss die Vorhaut ab. Man sollte dafür besser starke Nerven haben. Nachdem der rituelle Beschneider sein Messer angesetzt hat, schwillt das Glied an, es verfärbt sich in allen Farben des Sonnenuntergangs und verheilt erst nach einigen Wochen. Die Beschneidung ist das Zeichen des Bundes mit Gott – wie es als Erster in der Bibel der greise Abraham vollzog.

Wer zum Judentum übertreten darf, darüber entscheidet ein religiöses Gericht, das Beit Din. In Deutschland gibt es zwei solcher Gerichte, das der Orthodoxie und das der verschiedenen liberaleren jüdischen Strömungen. Jonah Sievers, Landesrabbiner von Niedersachsen, ist für das Zusammenretten des liberalen Beit Dins verantwortlich und bei den meisten Prüfungsgesprächen dabei.

Natürlich frage das Beit Din auch Kenntnisse der jüdischen Gesetze ab, sagt der 43-jährige Sievers. Aber da die Übertrittskandidaten seit mindestens einem Jahr wöchentlich unter der Aufsicht eines Rabbiners lernen und regelmäßig eine Gemeinde besuchen, sei das

in der Regel kein Problem. „Das Beit Din bestätigt eine eigentlich schon bestehende jüdische Identität“, sagt Sievers. Denn Jude zu sein, bedeute nicht nur Gesetzestreue, sondern sei auch ein Gefühl der Zugehörigkeit. Das Judentum verstehe sich nicht nur als Religion, sondern auch als Volk. Wichtig sei daher, sagt Sievers, dass der potenzielle Konvertit sich bereits „als Teil des Schicksals



Die Kippa ist für Juden beim Gebet Vorschrift

liner Fasanenstraße. Dass die Orthodoxie sie nicht als Jüdin anerkennt, bereitet ihr keine Kopfschmerzen. Jedenfalls im Moment nicht. Sollten sie und ihr israelischer Freund allerdings eines Tages nach traditionellem Ritus in Israel heiraten, so wie sie es vorhaben, müsste auch sie orthodox werden.

„Nach außen hat mich das Judentum nicht verändert“, sagt Brettschneider. Die jüdischen Speisegesetze oder auch den Schabbat halte sie nicht immer ein. Sie glaubt aber auch nicht – wie die Orthodoxie –, dass dem jüdischen Volk die Tora am Berg Sinai gegeben wurde und bis zur kleinsten Silbe von Gott inspiriert ist. Menschen seien es gewesen, die mit den fünf Büchern Moses ein Ideal des menschlichen Zusammenlebens aufgeschrieben hätten. Und genauso seien es Menschen, die die Tora interpretierten.

Wie man die Bibel verstehe, hänge von der jeweils individuellen Ausdeutung der Texte ab, sagt Brettschneider. Und dass die jüdischen Gebote der jeweiligen Zeit und Lebenssituation angepasst werden müssten. Für sie sind deshalb die Speisegesetze vor allem eine Anweisung, sich bewusst zu ernähren, und der Schabbat ein Ausstieg aus der stressigen Alltagsroutine.

Ihren Freund lernte Brettschneider vor mehr als vier Jahren kennen, beim Tanzen in der Berliner Kulturbrauerei.

Erst führen sie eine Fernbeziehung, dann zieht er zu ihr nach Deutschland. Er ist es auch, der ihr den Anstoß gibt, sich intensiv mit Israel und dem Judentum zu beschäftigen. Denn Judentum, das bedeutete für die damals noch areligiöse Brettschneider vor allem KZ-Gedenkstätten und Bücher über den Holocaust. Von ihrem Urgroßvater mütterlicherseits wusste sie, dass er in der Wehrmacht war und es nicht vermocht hatte, sich kritisch zum Nazi-Regime zu positionieren. Ihre Großeltern dagegen waren bei Kriegsende jünger als dreizehn Jahre, zu jung, als dass sie eigenverantwortliche Täter hätten werden können. Die Schoah ist für Ina Orit Brettschneider ein „nicht erklärbarer Irrsinn“, den Menschen anderen Menschen angetan haben.

Von dem Publizisten und „Welt“-Autor Henryk M. Broder stammt der Vorwurf, deutsche Konvertiten wollten nur in die Gemeinschaft der Opfer und damit auf die „richtige Seite der Geschichte“ wechseln. Hanno Loewy kann mit dieser Polemik nicht viel anfangen. Er ist Direktor des Jüdischen Museums Hohenems in Österreich und hat vor Kurzem eine Ausstellung über Konvertiten organisiert.

Dass die Nazi-Vergangenheit der Familie für viele Konversionen ausschlaggebend ist, glaubt er nicht. Leute wie der Neffe des Massenmörders Reinhard Heydrich, der in Jerusalem als orthodoxer Jude lebe, seien die absolute Ausnahme. Für Loewy bergen Übertritte „einen Widerspruch in sich“: Man kann nur religiös ins Judentum eintreten, gleichzeitig aber ist die Religion nicht

das zentrale Element des Judentums. Die Mehrzahl aller Juden sei dem Judentum aus familiärer Tradition und nicht wegen des Glaubens verbunden. „Jude sein heißt nicht zuletzt, eine jüdische Familiengeschichte zu haben“, sagt Loewy. Menschen, die aus pragmatischen Gründen wie etwa einer Ehe konvertieren, integrieren sich oft leichter ins Judentum als religiöse Eiferer. Es seien dann die kleinen Erfahrungen des Alltags, die Feiertage und die Familiengeschichte des Partners, die den Eintritt ins Judentum prägten.

Dabei sei das Thema Übertritt ein Tabu in den jüdischen Gemeinden, sagt Loewy. Konvertiten stünden entweder unter dem Verdacht, es mit ihrem Übertritt nicht ernst genug zu meinen und das Judentum zu verwässern oder aber es mit dem Konvertieren zu ernst zu meinen und mit übertriebener Pflichterfüllung zu nerven.

Überhaupt sei ein Übertritt zum Judentum ein schwieriges Unterfangen: „Es gilt, eine Verbindung zur jüdischen Vergangenheit aufzunehmen, die nicht aus der eigenen Familiengeschichte stammt“, sagt Loewy. Denn zu einem der wichtigsten Rituale des Judentums gehöre es, sich an Festen wie Pessach als Teil einer Gemeinschaft zu begreifen, die aus Ägypten ausgezogen ist. Ein Konvertit müsse sich als Teil der jüdischen Geschichte verstehen, auch wenn man sich des eigenen Übertritts weiter bewusst bleibe. Wie dieses Paradox funktionieren soll? Loewy antwortet darauf pragmatisch: „Mit manchen Problemen muss man leben. Aber das kann ja auch produktiv sein.“

GLOSSIP

Die POP-KOLUMNE VON HARALD PETERS



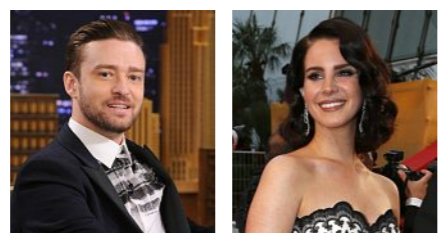
Die Fettecke des Wu-Tang Clan

Sie hat sich liften lassen, um ihre natürliche Schönheit nicht in den Vordergrund zu stellen. Sie hat auf großen Bühnen gesungen, als sie noch nicht wusste, wie das mit dem Singen eigentlich geht. Und sie hat der Welt mit viel dramaturgisch wertvollem Augenklimpern Geschichten erzählt, die nach bestem Wissen und Gewissen erlogen waren: Lana Del Rey, sprachlos stehen wir vor ihrem großen Werk. Nur wenige Wochen wird es noch dauern (irgendwann im Juni), bis endlich ihr zweites Album erscheint. Es wird den schönen Titel „Ultraviolence“ tragen, und wer jetzt denkt, dass es besser nicht mehr geht, hat die Tragweite dieser Veröffentlichung noch nicht einmal im Ansatz ermessens. Werfen wir einen Blick auf die sensationellen Songtitel. Die besten darunter lauten „Cruel World“, „Shades Of Cool“, „Sad Girl“, „Brooklyn Baby“ und natürlich „Fucked My Way Up To The Top“ – klar, was sonst?! Als hätte ein Lana-Del-Rey-Songtitel-Generator ihr die Arbeit abgenommen, während sie damit beschäftigt war, sonnambul den Blick schweifen zu lassen: Wohin ich schau, ist

die Hoffnung! Wie es klingt? Egal! Wenn ihr Management so schlau ist, wie man es sich vorstellt, dann hat es bereits für jeden einzelnen Titel einen Parfümdeal in der Tasche. Außer für „Florida Kilos“ vielleicht, einen Titel, der im Beauty-Segment dann doch nicht so viel her macht.

Propos Übergewicht: Entgegen der einzelnen Meinung eines japanischen Godzilla-Fans ist das freundlichste Riesenreptil des internationalen Monsterkinos in seinem neuen Film nicht wirklich zu fett, sondern im Hüftbereich nur ein bisschen kräftiger gebaut – aber was soll man erwarten, wenn Godzilla in amerikanische Obhut gegeben wird? Andererseits ist die Leibesfülle noch das geringste Problem, das der Film mit sich herumschleppt.

Noch fetter: Wenn eine Hip-Hop-Gruppe, die zuletzt vor rund 15 Jahren auf der Höhe der Zeit war, die Veröffentlichung eines neuen Werks vorbereitet, dann muss sie sich etwas Besonderes einfallen lassen. Um dem schwindenden Interesse und auch den sinkenden Plattenverkäufen entgegenzutreten, hatte der New Yorker Wu-Tang Clan zunächst die grandiose Idee, sein Album „Once Upon A Time



In Shaolin“ als Einzelstück unters Volk zu bringen. Denn: Verkauft man tausend Exemplare, ist eine Platte ein Flop, verkauft man aber nur ein Exemplar, weil es kein zweites gibt, handelt es sich fast schon um Konzeptkunst. Und wenn darauf dann auch noch Cher als Gast-sängerin auftaucht und die Zeile „Wu-Tang, baby! They rock the world“ schmettert, dann ist das Ganze kaum noch auszuhalten.

Ganz im Gegenteil zu dem Gast-auftritt von Justin Timberlake auf „Xscape“, dem neuen Album von Michael Jackson. Wobei gegen das posthume Duett „Love Never Felt So Good“ im Grunde nichts zu sagen ist, außer dass es sich von der Version, auf der Jackson allein zu hören ist, nicht wirklich unterscheidet. Man muss das Duett als eine Art Dankeschön von Timberlake an Jackson verstehen, weil Timberlake als Solokünstler ohne Jackson nicht existierte. Angeblich gab es nämlich Verhandlungen über eine Kollaboration zwischen N'Sync und Jackson, die Jackson dann aber abbrach, weil er an der Boyband nicht interessiert war, sondern nur mit Timberlake singen wollte. Dem Vernehmen nach habe Timberlake daraufhin beschlossen, als Solist sein Glück zu versuchen. Ist ja noch mal gut gegangen. Zumindest für Justin.

Davon völlig unbeeindruckt fütterte der Allround-Entertainer James Franco auch diese Woche Instagram weiter mit völlig unangemessenen Bildern. „Warum nur?“, wurde er von David Letterman gefragt. Ja, warum nur, James? Ganz einfach: weil er es kann.

ANZEIGE

FÜR SIE TANZEN WIR AUS REIHE DER.

Das sollten Sie gesehen, gehört, gefühlt haben: faszinierende Tanzaufführungen, bewegende Konzerte und viele weitere unvergessliche Veranstaltungen – während der Movimentos Festwochen. Mehr Informationen unter www.movimentos.de

AUTOSTADT

Thomas Ammerpohl/Aeroballetto